

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 11 (1943)
Heft: 4

Artikel: Einsamkeit oder Gemeinsamkeit
Autor: Rheiner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einsamkeit oder Gemeinsamkeit

Von Rudolf Rheiner

Die uralte Legende von der Menschenschöpfung enthält bei allen Religionen denselben Grundgedanken: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Auch das höchste Wesen, das wir uns denken können, Gott, erkannte wohl, daß alle Freude am Da-sein, alle Menschensehnsucht nach der ewigen Herrlichkeit, nur eine Halbheit wäre, wenn das irdische Wesen sie nicht mitteilen könnte, nicht von einem anderen Geschöpf hören und fühlen könnte, was Leben und Gottheit sind.

Wenn wir in älteren, einschlägigen Zeitschriften blättern, in Briefen lesen, zum ersten Male mit Schicksalsgefährten sprechen, so tritt uns sehr oft, ich möchte sagen allzu oft, ein Gemeinsames entgegen: das Gefühl der Einsamkeit. Es mag aus noch so verschiedenen Menschen hörbar werden: das Alleinsein wird immer als die drückende Last des Homoeroten empfunden. Ist die Vereinsamung nun durch die Liebe zum gleichen Geschlecht bedingt, also irreparabel, oder ist sie bloß eine individuelle Erscheinung bei Wenigen, gleichsam eine Charakterschwäche Lebensfremder oder Lebensuntauglicher? —

Die alten Gesetze im In- und Ausland haben natürlich viele Homoeroten zur Einsamkeit gezwungen. Die enervierende Gewißheit, außerhalb der geltenden Gesetze zu stehen, die ständige Furcht vor einer „Entdeckung“ durch Unverständige oder Uebelwollende, seien es Vorgesetzte, Kameraden oder Familienmitglieder, die praktische Unmöglichkeit, mit einem geliebten Gefährten zusammen leben zu können, ohne nicht täglich das Gefängnis riskieren zu müssen, trieben gerade die tiefer Empfindenden in eine zermürbende Abschließung. Wenn auch heute bei uns in der Schweiz die Diffamierung durch das Gesetz wegfällt, so bleibt doch der Zwang zur Komödie vor der umgebenden bürgerlichen Gesellschaft für die meisten bestehen. Nicht jeder lebt in der glücklichen Lage, einen Beruf auszuüben, bei dem er auf das Wohlwollen der kompakten Majorität verzichten kann. Mancher muß auch heute noch Theater spielen, muß den und den Frauenbesuch empfangen, sich mit der und der Tochter aus gutem Hause von Zeit zu Zeit da und dort sehen lassen, um den Schein zu wahren, um bei der Umgebung doch die hoffnungsvolle Vermutung zu erwecken, daß er eines Tages unter die Haube kommt. Beneiden wir Kameraden, die diese Komödie mit einer überlegenen Heiterkeit spielen können vor jenen, denen der Sand in den Augen lieber ist als die Wahrheit! —

Ueberlegene Heiterkeit — das ist eine Eigenschaft, die man jedem Homoeroten wünschen muß! Sie kann natürlich nicht von heute auf morgen erworben werden. Der Weg zu ihr führt nur durch ruhige Ueberlegung, durch eine klare Erfassung des uns zugewiesenen Schicksals. Es gibt problemlose und problemkranke Menschen, solche, die ohne die geringsten Konflikte in den Tag hineinleben, aber auch viele, die aus einer wehleidigen Bemitleidung mit

sich selbst nie herauskommen. Sie sehen nur, daß ihnen die Zuneigung zu einer Frau „genommen“ ist und können sich nicht zu einer frohen Bejahung dessen durchdringen, was ihnen dafür „gegeben“ wurde: zu der gefühlsmäßigen, körperlich-seelischen Beglückung durch den Mann, durch seine Anmut, seine Kraft, sein Wesen. Sie glauben heimlich doch an die Verdammungsurteile der Andern, an wissenschaftliche und kirchliche Formulierungen, die die Wahrheit nicht treffen, weil sie sich der Wahrheit verschließen: daß menschliche Beziehungsformen Seelischem Ausdruck geben und es nur ganz an uns selbst liegt, ob wir durch unsere Handlungen Seele, innere Zuneigung, mitteilen wollen oder ob wir sie mißbrauchen, weil wir nur an uns selbst denken.

Es gibt immer noch viele Kameraden, die um sich herum nur glückliche Ehen und Familien sehen, nicht aber die Hölle, die hinter einer wohlanständigen Fassade verborgen sein kann. Es wäre lächerlich, wollten wir verallgemeinern: eine Liebesgemeinschaft zwischen Mann und Frau kann etwas Herrliches sein und es gibt mehr vollkommene Ehen als die Durchschnittsmeinung es wahrhaben will. Es gibt aber auch — und das dürfen wir den Pessimisten und Gegnern ebenfalls entgegenhalten — glückliche Freundschaften. Nur ist Glück in beiden Fällen etwas anderes als ein kampfloses, seliges Dahindämmern von Tag zu Tag. Wo immer zwei Menschen sich entschließen, ihren Weg gemeinsam zu gehen, da nehmen die Beiden viel mehr auf sich als schöne Tagesstunden und Liebesnächte. Da treffen sich zwei Charaktere mit allen Vorzügen und — Menschlichkeiten. Man kann ein paar Wochen einen herrlichen Liebesrausch genießen, aber jahrelang täglich zusammen leben erfordert unendlich viel mehr gegenseitige Verpflichtungen und Rücksichtnahme als die Betreffenden in der ersten Zeit ihrer Liebe zu erkennen vermögen. —

Hier liegt einer der Gründe für manche Vereinsamung: die Kraftlosigkeit, eine Lebensaufgabe erfüllen zu wollen. Man macht es sich, besonders in jungen Jahren, sehr leicht. Man sieht gut aus, man wird umworben, man möchte nichts verpassen, man überlegt hin und her, sieht bei jedem Gefährten Unvollkommenes, das einem, wie man glaubt, nach kurzer Zeit wieder die Berechtigung gibt, sich von ihm zu distanzieren — und verpaßt gerade dadurch das gemeinsame Leben, das im Grunde genommen doch viel abenteuerlicher wäre als alle Abenteuer! Plötzlich sind die grauen Haare da, die Falten; auf einmal blicken die lustigen Gefährten viel öfter von einem weg als früher — zu geplanten Verabredungen haben sie tausend Gegenstände. Die Tage werden langsam freudlos, die Abendstunden endlos, und die Nächte...? In der Erinnerung taucht plötzlich da ein Antlitz auf, dort eines, wie ein leiser Vorwurf, und drüben im Nebel winkt eine schattenhafte Gestalt, die man einmal hätte halten können, wenn der liebe Egoismus eines kleinen Opfers fähig gewesen wäre... —

Es gibt aber auch das Gegenteil: die Unfähigkeit, sich überhaupt jemals einem Kameraden zu nähern! Es ist jene Uebersteigerung eines traumhaften, lebensfremden Idols, das

sich manche Homoeroten als Lebensgefährten suchen — und naturgemäß nicht finden. Sie stellen die größten Anforderungen an den Menschen, dem sie sich verbinden wollen, und sehen nicht, daß sie selbst diesem Ideal auch nicht entsprechen, daß auch der andere Kamerad manches an ihnen nachsehen, übersehen muß, wenn es zu einer Kameradschaft kommen soll. Diese Uebersteigerung eines Lebensideals, die sich manchmal auch in der einschlägigen Literatur als Lebenswahrheit gebärdet, hat manche in eine Vereinsamung geführt, aus der sie sehr schwer den Weg zu einer natürlichen, menschlichen Gemeinschaft zurückfinden. —

Ein wesentlicher Grund einer Vereinsamung scheint mir noch etwas anderes zu sein: die Verkennung der Verschiedenartigkeit der körperlich-seelischen Beziehungen zwischen Männern und zwischen Mann und Frau. Die liebende Frau gibt in den meisten Fällen ihr Eigendasein völlig auf. Sie verläßt ihren Beruf, ihre Heimat, und tritt in jeder Beziehung an die Seite des geliebten Mannes. Bei Freundes-Paaren ist diese Situation nur dort möglich, wo ein völlig femininer Typ sich einem virilen Typ anschließt. Meistens aber bleiben beide Freunde trotz allem Männer, männlich in ihrem Wesen, in ihrer Haltung zur Umwelt. Jeder hat seinen eigenen Beruf, den er nicht aufgeben mag, jeder will meistens ein gewisses Maß von Freiheit bewahren, sein Leben nach seinem eigenen Willen gestalten. Es gibt viele Homoeroten, die sich dem anschniegenden, unterordnenden, femininen Typ gegenüber völlig ablehnend verhalten. Dies wurde auch lange von Aerzten und Psychologen verkannt: sie suchen gar nicht das Weibliche, in keiner Daseinsform, auch nicht bei ihrem Geschlechtsgenossen. Sie werden nur durch das Männliche angerührt, das sich so vielfach äußern kann wie das Weibliche bei der Frau. Männliches Auftreten, ein klar geschnittener Kopf, die Art zu gehen, eine Hand zu heben, der Klang einer Stimme, ein Haarschopf, den der Wind zerzaust — es gibt tausend mal tausend Bilder männlichen Wesens, mit denen Eros seine Gefangenen lockt! Alle diese Homoeroten suchen körperlich nicht die „Ergänzung“, wie bei Mann und Frau, sondern die Verdoppelung ihres eigenen Wesens. Bedeutet der liebenden Frau die Hingabe an den geliebten Mann alles, sodaß sie daneben von ihm oft Unverständliches erträgt, so bleibt der homoerotische Mann auch in einer eheähnlichen Verbindung immer „Mann“. Er gibt sich nicht hin, er teilt sich mit. Aus dieser Erfahrungstatsache heraus wird zwischen Freunden das Zusammenleben sich anders gestalten als zwischen Mann und Frau. (Fortsetzung folgt)

*Man kann nicht sagen,
daß ein Mann im Leben glücklich gewesen sei,
wenn er nicht einem Freunde Genüge getan hat.*

Thoreau.